

Zeitschrift: Schweizer Spiegel
Herausgeber: Guggenbühl und Huber
Band: 30 (1954-1955)
Heft: 5

Artikel: Mau Mau : ein Augenzeugenbericht
Autor: Leuenberger, Hans
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-1071239>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 02.04.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

MAU MAU



Verhaftete nach dem Massaker von Lari

Ein Augenzeugenbericht von Hans Leuenberger

ICH saß als Zuschauer im Obersten Gerichtshof der Kolonie Kenia in Nairobi. Rings herum standen den Wänden entlang über hundert Neger, alle angeklagt, in den ersten kriminellen Handlungen der Geheimgesellschaft «Mau Mau» eine Rolle gespielt zu haben. Unter ihnen befand sich Kariuki, die rechte Hand des Führers der größten Negerpartei Ostafrikas, der «Kenya Africa Union», Jomo Kenyatta. Kariuki konnte nicht leugnen, daß er in den vergangenen Monaten ständig unterwegs war, um die Sektionen der Partei zu betreuen. Auch waren die Zusammenhänge zwischen seinen Besuchen im Kikuyuland und den kurz nachher folgenden Untaten seiner Gefolgschaft zu auffallend, um ihn nicht zu belasten.

Neben mir saß ein älterer Neger mit grau

meliertem Spitzbart. Bald spielte er mit einem großen goldenen Ring, den er am Zeigfinger trug, bald stützte er beide Hände auf den Elefantenkopfknauf aus Elfenbein seines Ebenholzstockes. Ich erfuhr in der Pause von einem Kollegen, daß ich neben Jomo Kenyatta sitze. Ich benützte darauf die Gelegenheit, den Führer des Kikuyustammes zu fragen, ob er zu einer privaten Aussprache bereit wäre. Er willigte sofort ein. Am folgenden Tage trafen wir uns in seinem Parteibüro im Zentrum von Nairobi.

Bei unserer Zusammenkunft verriet mir Jomo Kenyatta außer der Fähigkeit der Selbstbeherrschung noch eine andere Seite des Charakters der Kikuyu, jenes Waldstammes von über einer Million Seelen, auf den sich die

«Mau Mau»-Geheimgesellschaft beschränkt. Jomo, wie der Kikuyuführer genannt wird, sprach nur in Sarkasmen, immer mit einem verschmitzten Lächeln in seinem stark modulierten Gesicht. Er zupfte dabei an seinem Spitzbart, der inzwischen zum Wahrzeichen der ihn nachahmenden männlichen Gefolgschaft geworden ist. Auf meine erste Frage nach der Bedeutung des Wortes «Mau Mau» erklärte er lächelnd, «Mau Mau» sei eine Erfindung des britischen Geheimdienstes, der einen Vorwand brauche, um seine Partei zu zerschlagen. «Ich bin meinen Gegnern zu Dank verpflichtet», fügte er bei, «daß sie mich durch ihre ständigen ungerechten Angriffe veranlaßten, meinen Kampf fortzuführen.» Ich warf ein, daß viele Weiße ihm und seinem Volk sympathisch gegenüberständen. «Ich mag diese Weißen nicht leiden, die sich zum Sprachrohr von uns Schwarzen machen. Wir sind klug genug, um unsere Interessen allein zu vertreten», wandte er scharf ein.

Jomo hatte an der Universität London in Anthropologie promoviert, worauf er ein großes Werk über die Sitten und Gebräuche seines Volkes veröffentlichte. Es trug den Titel «Facing Mount Kenya» — «Angesichts des Kenia-Berges», an dessen Fuß die Kikuyu hauptsächlich leben. Als Enkel eines Kikuyumagiers, der durch seinen Großvater in die Geheimnisse der Magie eingeweiht worden war, verwob er geschickt uralte Stammesüberlieferungen mit modernen politischen Forderungen.

Während seiner Londoner Studien hatte Jomo eine weiße Lehrerin zur Frau genommen, um sie sechs Jahre später nach dem Abschluß seiner Studien zurückzulassen und im Kikuyuland ein Kikyumädchen zu ehelichen. Jomo Kenyatta ist der Konfession nach Christ, jedoch mit vielen Kikuyus der Ansicht, daß dies die Polygamie nicht ausschließe.

Ich fand noch einige Male Gelegenheit, Jomo zu sprechen. Er verlangte zuletzt meine genaue Adresse, und ich vermute, daß er Befehl gegeben hat, unser Haus zu schonen, falls ein Überfall auf Nairobi stattfinden sollte. Wir vereinbarten, gemeinsam das ganze Kikuyuland zu bereisen. Es kam nicht mehr dazu. Kurz danach wurde Kenyatta verhaftet und von einem Gericht im Hochland von Kenia, mit der Begründung, er habe die «Mau Mau»-Bewegung gegründet und sei für deren kriminelle Handlungen in erster Linie verantwortlich, zu zehn Jahren Zwangsarbeit verurteilt.

Die Leser des «Schweizer Spiegels» kennen den Verfasser dieses Berichtes, der als Reisejournalist seit 23 Jahren mehr als fünfzig Länder auf vier Kontinenten besucht hat, aus den Artikeln «Im Lande des schlafenden Gottes» und «Tips für künftige Weltenbummler».

Im Frühling des Jahres 1952 traf Hans Leuenberger mit seiner Frau in Nairobi ein und war während zweier Jahre Augenzeuge des «Mau Mau»-Aufstandes in Kenya. Als Bildreporter der amerikanischen Zeitschrift «Life» verfolgte er die blutigen Ereignisse aus nächster Nähe.

Nach neuesten Berichten stehen in Kenya gegenwärtig 35 000 Mann Truppen, Polizei und Miliz im Felde gegen 7000 «Mau Mau»-Krieger mit 1000 Feuerwaffen. Eine neue, umfassende Offensive der Engländer wurde in den letzten Tagen angekündigt. Warum die Auseinandersetzung so schwierig ist, macht der vorliegende Artikel verständlich.



Mit einem Dschungelkommando unterwegs

Geplante Bartholomäusnacht

Die Verhaftung Kenyattas rief seine Mitkämpfer erst recht auf den Plan. Die Lage verschärfte sich zusehends.

Wir saßen eines Abends bei einem indischen Freund, der ein großes Haus in der Nähe des Hauptquartiers der britisch-ostafrikanischen Truppen bewohnt. Gegen zehn Uhr nachts fuhr plötzlich ein Wagen vor. Wir traten vor die Tür und erkannten einen gemeinsamen englischen Bekannten, der seiner Frau und seinen zwei Kindern aus dem Wagen half und dann Bettzeug auszupacken begann. Erst als wir alle im Wohnraum versammelt waren, erklärte er sein Kommen: «Heute nacht findet ein Blutbad in den Außenvierteln Nairobis statt. Die Kikuyus marschieren schon, mit Buschmessern, Lanzen, Keulen und Schußwaffen versehen. Die weit voneinander stehenden Villen und Bungalows der Weißen sollen einzeln durch Gruppen von Kikuyus überfallen werden. Er fügte bei, daß er sich auf Befehl seines Chefs — eines Amtsvorstehers — ins Stadtzentrum zurückgezogen habe und hoffe, hier bei seinem Freund einen Unterschlupf zu finden. Unsere indischen Freunde holten hierauf alle verfügbaren Feuerwaffen und legten sie griffbereit auf den Tisch.

Dutzende kleiner mit Busch und Bäumen dicht bewachsener Täler reichen aus den Kikuyu-Wohngebieten tief hinein bis fast in die Stadtmitte von Nairobi. Von den Tausenden zu erwartender Kikuyus mochten Splittergruppen bis zu uns vordringen.

Wir blieben alle die ganze Nacht auf. Ab Mitternacht hörten wir plötzlich das Brummen von Flugzeugen über uns, das bis zum Morgen nicht mehr abbrach. Erst jetzt erfuhren wir in einer Proklamation des Gouverneurs von Kenia, Sir Evelyn Baring, daß ein Regiment von Truppen mit Flugtransportern aus England nach Nairobi geflogen werden mußte. Der drohende Überfall auf die Stadt, den der Geheimdienst frühzeitig — wenn auch spät genug — erfahren hatte, führte zu dieser Notmaßnahme. Der Marsch auf Nairobi schien abgeblasen.

Aber im Hinterland verstärkten sich die Überfälle auf Farmen und auch auf regierungstreue Kikuyus. Sofort wurde eine Heimgarde aufgebaut, in der jeder weiße Mann Nachtdienst tun mußte. Alle Straßen der Stadt, vor allem die der Außenviertel, wurden all-

nächtlich von Zweiergruppen überwacht. Mancher baute Sirenen und Leuchtsignale auf sein Hausdach. Die Weißen nahmen ihre Frauen mit zur Arbeit, wenn sie nicht ohnehin schon im Geschäftszentrum beschäftigt waren. Die Kinder wurden in Heime verbracht, die teilweise durch Angehörige des Massai-Stammes, mit Speeren bewaffnet, bewacht wurden. Die Massai eignen sich als die erbittertsten Gegner der benachbarten Kikuyus für solche Posten besonders. Man traute den Kikuyudienern nicht mehr und ersetzte sie durch Männer loyaler Stämme. Nach zehn Uhr nachts herrschte Totenstille im Stadttinnern. Nur zerlumpte Wächter zündeten vor den zu bewachenden Luxusgeschäften ihre nächtlichen Wärmefeuer an. Denn nachts wird es meist in Nairobi, das 1700 Meter über dem Meeresspiegel liegt, recht kalt.

Wir melden uns zur Betreuung einsamer Farmersfrauen

Bald wurden Freiwillige gesucht, die bereit waren, in kürzern Abständen eine Nacht auf Farmen im Umkreis von etwa hundert Kilometern um Nairobi zu verbringen, auf denen alleinstehende Frauen leben. Die Polizei ließ mir eine Pistole, und zusammen mit einem Irländer und einem Franzosen fuhren wir etwa dreißig Kilometer in den Norden von Nairobi. In einem einsamen Tal am Rand des dichten Waldes, der den Fuß des Mount Kenya bedeckt, standen drei Landhäuser, auf die wir uns verteilten. Zusammen mit meiner Frau begab ich mich in das Farmhaus einer Bildhauerin, deren Mann sich vor wenigen Tagen das Leben genommen hatte. Wir saßen in großen Polstersesseln vor einem im Kamin lodern den Feuer. Antike Möbel, schwere Perserteppiche und wertvolle Gemälde verrieten die Wohlhabenheit unserer Gastgeberin. Sie sorgte für Getränke, Musik und Lektüre. Während die Frauen sich zur Ruhe legten, übernahm ich die Wache und begab mich etwa jede halbe Stunde mit vorgehaltener Pistole in den Garten und umschlich das Haus. Ich war mir bald der Unzulänglichkeit dieser Methode bewußt. Aber sie mag dazu verholpen haben, wenigstens einzelne «Mau Mau»-Mitglieder oder auch kleinere Gruppen von Handstreichern abzuschrecken.

Der Ire und der Franzose hatten sich auf die zwei benachbarten Landhäuser verteilt,

deren eines der Frau eines in den Militärdienst einberufenen ehemaligen Offiziers der britisch-indischen Armee gehörte, während im andern eine ältere hohe Beamtin des britischen Kolonialdienstes lebte, die ihre Ersparnisse in diesem Heim angelegt hatte.

Vierhundert Frauen und Kinder zerstückelt

Während auf diese Weise für den Schutz der weißen Frauen einigermaßen gesorgt wurde, hatte man übersehen, daß die Frauen und Kinder der regierungstreuen Kikuyus in viel größerer Gefahr schwebten.

Kaltes Entsetzen ergriff die Weißen und Schwarzen Kenias, als sich eines Morgens die Nachricht verbreitete, daß vierhundert Frauen und Kinder verkohlt und zerstückelt aufgefunden worden waren. Das Dorf Lari wurde dabei genannt. Ich setzte mich sofort in den Wagen und fuhr hinauf in die grünen Berge im Nordwesten der Stadt Nairobi. Der immer schmaler werdende Weg wand sich fast auf dreitausend Meter Meereshöhe hinauf. Schon bald umfing mich dichter Urwald. Bis zu zwei Meter dicke Wacholderbäume ließen ihre Äste fast auf den moosigen Boden hinunterhängen. Ein eiskalter Nebelregen warf einen undurchsichtigen Schleier über das Gehölz. Ich traf keine Menschenseele, bis ich endlich auf ein fast nur aus Haut und Knochen bestehendes runzliges Kikuyuweibchen stieß, das mir auf meine Frage «Lari?» die Richtung wies. Der Wagen wühlte sich weiter aufwärts durch einen roten Lehm, bis plötzlich ein im letzten Augenblick sichtbar werdendes Hindernis mich zum Ausweichen auf die Moosdecke zwang. Ein Rind kniete in einer Blutlache. Ich stellte bei näherem Hinsehen fest, daß es auf seinen zwei abgehackten vordern Beinstumpfen ruhte. Es schien sich beim Herannahen des Wagens aus Furcht auf den intakten Hinterbeinen erhoben zu haben. Das Bild war ein Vorposten des Grauens.

Nach einigen hundert Metern Fahrt gelangte ich in eine Waldlichtung auf dem Bergrücken. Was gestern noch ein friedliches Bergdorf gewesen war, lag vor mir als ein wirres Durcheinander verkohlter Stämme, zerbrochener Krüge und — verkohlter, zerhackter Leichen. Kein lebendes menschliches Wesen war zu sehen. Vor mir streckte die angekohlte Leiche eines kleinen Kindes wie im letzten Hilfeschrei

ein Paar zerhackte Ärmchen gen Himmel. An einer ausgebrannten Herdstelle, über der die Hütte vollständig weggebrannt war, lagen die zerhackten Leichen dreier Frauen und eines Kindes. Dort lag der gesplante Schädel eines Ermordeten im nassen Moos und hier ein einzelner abgehackter Arm im weichen Erdreich. Das war einmal Lari.

Als ich mich im Innersten erschüttert auf den Rückweg machen wollte, traf ich plötzlich auf einen etwa zwölfjährigen Jungen, der wie eine Statue mitten in einer Lichtung stand. Ich näherte mich ihm. Er nahm beinahe Achtungstellung an und grüßte. Jetzt erst bemerkte ich zu seinen Füßen den Körper eines toten Mannes. Füße und Hände waren durch einen Hieb des rasiermesserscharfen Buschmessers glatt abgehackt, Kopf vom Rumpf getrennt und gespalten. Weitere Hiebe hatten knochentiefe Wunden in die Oberschenkel geschlagen.

«Das ist mein Onkel», sagte der Junge auf englisch mit seltsam stolzem Stimmfall. «Ich habe ihn die ganze Nacht über bewacht, damit die Hyänen ihn nicht wegtragen. Wissen Sie, mein Onkel war der Häuptling von Lari, Chief Lucas», fügte er bei. «Hattest du keine Angst vor den Hyänen?» fragte ich zurück, «du trägst ja überhaupt keine Waffen!»

«Oh, die Hyänen sind viel zu klug. Sie wurden ja nicht einmal fertig mit dem, was da lag, tot, ohne sich verteidigen zu können. Da lassen sie die Lebenden in Ruhe», war seine Entgegnung.

Frauen suchen nach Mördern

Auf meinem Rückweg über eine andere Wegstrecke traf ich etwa zwanzig Kilometer vor Nairobi neben einer Polizeistation ein Stacheldrahtgehege. Im strömenden Regen kauerten darin zitternd und schlotternd etwa zweitausend Kikuyus. Die Polizei hatte nach dem Massaker im weiten Umkreis von Lari alle Männer eingefangen, deren sie habhaft werden konnte. Die schwierige Arbeit des Ausscheidens der des Mordes Verdächtigen hatte schon begonnen. Überlebende Frauen gingen die Reihen der Kauernden ab und schauten jedem einzeln ins Gesicht. Jedesmal, wenn sie einen Schuldigen zu erkennen glaubten, schrien sie auf und stürzten sich auf ihn. Begleitende schwarze Polizisten mußten sie wegreißen und weiterführen. Afrikaner haben meist ein gutes Gedächtnis, und es hatte meist genügt, daß so

eine Frau ein Mördergesicht während weniger Sekunden im flackernden Feuer der brennenden Hütten von Lari gesehen hatte, um es jetzt wieder zu erkennen. Die vermutlichen Schuldigen wurden laufend ausgeschieden und in ein besonderes, stark bewachtes Gehege gesteckt.

Der englische Polizeichef des Lagers klärte mich auf meine Frage hin über den Hergang des Massakers in Lari auf. Unter Leitung des Häuptlings Lucas, der besonders regierungstreu und überdies streng christlich gesinnt war, hatte sich eine schwarze Heimgarde gebildet. Sie widersetzte sich der «Mau Mau»-Geheimgesellschaft und ging jede Nacht auf Patrouille in der Umgebung von Lari. Als in der schicksalhaften Nacht fast alle Männer abwesend waren, überfielen die «Mau Mau»-Leute ihr Dorf und vernichteten es mitsamt ihren Frauen und Kindern.

Das Massaker von Lari hätte auf die Gegner der «Mau Mau» in den Reihen der Kikuyus abschreckend wirken sollen. Das Gegenteil war der Fall. Die Kikuyu-Heimgarde wuchs rasch an und wurde mehr und mehr durch die Engländer mit Feuerwaffen versehen. Heute mag sie über zehntausend bewaffnete Mitglieder zählen.

Seltsamer Gerichtshof im Walde

Große Hornvögel kreischten auf den Ästen der mit blutroten Blüten übersäten Nandi-Bäume. Süßer Duft von Jacandas mischte sich mit dem säuerlichen Geruch des Riedgrases, als ich auf schmalen Buschweg wieder ins bewaldete Hinterland von Nairobi fuhr. Diesmal ging es nach Githinguri, einem Kikuyudorf am Hang der Aberdare-Berge. Es war dies das ehemalige Hauptquartier Jomo Kenyattas und bestand aus einer Reihe großer Hütten, in denen er die Lehrer der von ihm gegründeten freien Volksschulen ausbildete. Diese Schulen erreichten schon die Zahl von zweitausend, über das ganze Kikuyuland verteilt, und dienten indirekt den politischen Zielen der nationalistischen Partei Jomo Kenyattas.

Die Engländer hatten jetzt sein Lehrerseminar in einen Gerichtshof umgewandelt, der sich ausschließlich mit Angeklagten der «Mau Mau»-Bewegung befassen sollte. Dort traf ich die ersten dreißig des Mordes in Lari Angeklagten. Aus einem Stacheldrahtverhau her-

aus marschierten sie in Einerkolonne ins Gericht. Jeder trug eine Nummer auf der Brust. Der Gerichtshof — Engländer, Inder und schwarze Assessoren — tagte mit aufgesetzten Perücken und in roten Talaren, ganz nach englischem Vorbild. Welch ein Gegensatz: hier zerlumpte, stumpfe Neger — dort gepuderte Richter mit weißen Perücken! Die Engländer hatten den Angeklagten englische und indische Anwälte zur Verfügung gestellt, die sie in der Verteidigungspraxis unterrichten sollten. Der englische Oberrichter erklärte mir, man wolle alles tun, um die Verurteilung Unschuldiger zu verhindern, wenn auch die umständliche und verlangsamende Gerichtspraxis die erregten weißen Siedler des Hochlandes weiter aufreizen würde. Diese hätten leider nur ein Rezept anzubieten: kurzerhand alle Verdächtigen zu erschießen oder aufzuhängen. Sie seien der Ansicht, daß eine rasche, wenn auch ungerechte Gerichtsvollziehung das einzige sei, was den Negern imponiere.

Der Oberrichter hob seine Perücke in einer Nebenhütte des Gerichtes ab und strich sein grau meliertes Haar vor einem mitgebrachten großen Spiegel glatt. «Wir aber werden alles tun, um der Gerechtigkeit zu dienen, denn sonst verlieren wir auch noch jene Kikuyus, die loyal zu uns halten.»

Als wir zusammen auf die naßgrüne Wiese vor dem Gericht hinaustraten, blickte der Oberrichter versonnen über das weite schöne Land ringsum. Er verglich es mit der Schweiz, wo er vor einigen Jahren seine schönste Urlaubzeit verbracht habe, und stellte dem bei uns obwaltenden glückhaften Frieden die Tragödie gegenüber, die dieses afrikanische Land befallen hatte.

Nächtliche Razzia

Ein Auftrag der amerikanischen Zeitschrift «Life» auf Beschaffung von Bildern über das «Mau Mau»-Geschehen zwang mich, laufend mit den Ereignissen in Fühlung zu bleiben. Dazu gehörte öftere Teilnahme an nächtlichen Polizeistreifen in Nairobi selbst. Die Polizei verhielt sich den Pressevertretern gegenüber äußerst entgegenkommend. Wann es uns gerade paßte, begleiteten wir einen der vielen Streifenwagen der Polizei. Wir rollten stundenlang durch die Innenstadt und weiten Außenviertel Nairobis. Ein Kurzwellensender und -empfänger sorgte für laufenden Kontakt mit

der Polizeizentrale, die uns auf demselben Weg Aufträge übermittelte. Meist waren es Diebstähle oder Hausbrände oder auch Anrufe von Leuten, die verdächtige Elemente gesehen haben wollten. Was uns bei diesen Unternehmungen besonders auffiel, war, daß ein Fachmann immer auch Fußabdrücke nach einem besondern Verfahren kopierte. Denn die meisten Kikuyus gehen immer noch barfuß.

Während solche Fahrten beinahe zum Alltäglichen gehörten, war meine Teilnahme an nächtlichen Razzien im weitem Hinterland schon ernsthafterer Natur. So fuhr ich bald mit einer Lastwagenkolonne mit unbekanntem Ziel von Kiambu, einer von Nairobi etwa zwanzig Kilometer entfernten Polizeikaserne, weg. In unsern Lastwagen lagen, von außen her unkenntlich, einige Dutzend schwer bewaffneter Polizisten aus kikuyufindlichen Negerstämmen.

Nach einer Stunde Fahrt erreichten wir ein Dorf an einem dicht bewaldeten Talhang des Mount Kenya, in dem in letzter Zeit mehrere «Mau Mau»-Morde geschehen waren. Wir hielten etwas außerhalb des Dorfes an. Sofort sprang die Mannschaft unter Führung eines jungen englischen Polizeioffiziers ab und umringte die etwa zwei Dutzend Rundhütten. Die Türen der Hütten waren alle von innen mit Stricken befestigt und wurden zögernd auf Befehl hin geöffnet. Wir fanden im Hütteninnern, das jeweils mit Taschenlampen abgeleuchtet wurde, ausschließlich alte Weiblein, die mit zitternden Stimmen erklärten, ihre Männer, Brüder oder Söhne seien auswärts; wo, wußten sie alle nicht.

Ich erfuhr jetzt, daß der ganze Talhang über etwa zwanzig Kilometer Ausdehnung auf unserm Razzienprogramm stehe. In rasender Fahrt ging es weiter; denn wir mußten verhindern, daß Läufer die Umgebung alarmierten.

Ein fahler Mond schien auf die schlafenden Hütten. Als wir uns wieder einem der Dörfer zu Fuß näherten, rannten plötzlich etwa ein Dutzend Männer aus den Hütten in ein nahes hochwüchsiges Maisfeld hinein. Die Polizisten verfolgten sie und eröffneten ein wildes Feuer. Aber bald kehrte der englische Offizier mit blutendem Unterarm zurück und fluchte. Er war von einem seiner eigenen Leute angeschossen worden, während er sich noch am heiß geschossenen Lauf seiner Maschinenpistole die Finger verbrannte. Mir war bei dieser Kampfführung nicht recht wohl zumute. Zu leicht

konnte einer durch ein abirrendes Geschoß erwischt werden. Auch zeigte mir dieses Vorgehen, wie hilflos die Polizei eigentlich war und wie lange ein solcher Krieg dauern konnte. Die Kikuyus schlüpfen den Engländern ganz einfach zwischen den Fingern durch.

Bald jedoch wurde ich Zeuge eines erfolgreichen Polizeiunternehmens. Ein uns befreundeter englischer Kaffeepflanzer war durch einen ihm ergebenen Hausjungen davon unterrichtet worden, daß am Rande seiner Plantage eine «Mau Mau»-Sitzung stattfindet. Er rief die Polizei an und avisierte mich, damit ich die Razzia mitmachen konnte. Ich fuhr hinter der Polizeikolonne her, die in die Berge nördlich von Nairobi fuhr. Die Plantage wurde lautlos umstellt. Aber trotzdem mußten versteckte Späher der «Mau Mau»-Leute dies früh genug bemerkt haben, um die Versammlung zu warnen. Etwa zwanzig Männer flohen aus der Hütte und mischten sich unter die Arbeiterschaft, die sofort aus den übrigen Hütten herbeiströmte. Die ganze Menschenmenge wurde kurzerhand eingekreist und unter Waffenbedrohung stillgehalten. Der Kikuyujunge, der den Pflanzer gewarnt hatte und im Hause versteckt gehalten worden war, wurde jetzt unauffällig in ein Polizeiauto gesetzt, das an die verhaftete Menschenmasse heranfuhr. Die Verhafteten mußten eine Viererkolonne bilden, aus der einer nach dem andern auf die Scheinwerfer des Autos zutrat, so daß der Junge ihn erkennen konnte. Er selbst blieb im Gegenlicht für die Außenstehenden unsichtbar. Er schied nun alle jene Männer aus, die er in der «Mau Mau»-Versammlung gesehen hatte. Er war selbst durch die «Mau Mau»-Leute aufgefordert worden, all sein erspartes Geld, etwa vierzig Franken, als Mitgliedsbeitrag abzuliefern. Diese Forderung genügte schon, um ihn zur Flucht und Anzeige zu veranlassen. Er hatte genug Zeit, um sich mit dem guten Erinnerungsvermögen des Afrikaners alle Gesichter einzuprägen. Die «Mau Mau»-Leute werden sich über das «magische Auge» der weißen Polizei gewundert haben, die sie alle mit sicherem Griff aus der Menge ausschied! Hätten die «Mau Mau»-Mitglieder oder Sympathisanten den Jungen erkannt, so wäre er sicher bald ermordet aufgefunden worden.

In der Versammlungshütte aber erlebten wir die größte Überraschung. Das erstmal seit Beginn des «Mau Mau»-Aufstandes kam die

Polizei jetzt in den Besitz der rituellen Objekte der «Mau Mau»-Eideszeremonie. Die seltsame Sammlung zeigte Schafsaugen in halbierten Kürbisschalen; Ziegenblut in Flaschen, das der den Eid schwörende Kikuyu trinken muß; Sodomäpfel, auf Stäbe zu sieben Stück aufgereiht; Bananenstauden, zu einem Bogen vereint, unter dem der Eidesnehmer durchgeht; eine Siebenzahl von Stäbchen und viele Dinge mehr, die von vielen Völkern und Stämmen aller Erdteile in magischen Handlungen verwendet werden. Die Riten gehen darauf hinaus, den Schwur, den werdende Mitglieder der «Mau Mau»-Geheimgesellschaft ablegen, eindrucksvoller zu gestalten. Mit dem Schwur verpflichtet sich das Mitglied, absoluten Gehorsam der Führung gegenüber zu zeigen und auch jederzeit auf Befehl einen Weißen zu töten. Wer den Schwur breche, werde sterben. Die Kikuyus sind von jeher durch ein System von Schwüren regiert worden und daher durch einen solchen Schwur unerbittlich gebunden. Es heißt also, entweder kämpfend oder dann durch Bruch des Schwurs sterben!

Eine gewisse Schätzung der Zahl der Verurteilten war vor allem durch eine Zählung christlicher Kikuyus möglich, die die Pfarrer und Priester baten, sie von dem aufgezwungenen Schwur zu reinigen. Sogenannte Reinigungszeremonien, an denen Tausende von Eidesnehmern teilnahmen, fanden denn auch öfters statt. Die Schätzungen erlaubten den Schluß, daß etwa neun Zehntel des Kikuyustammes, zum größern Teil unfreiwillig, den Eid abgelegt hatten. Der Kikuyu ist mit dem

Schwurssystem so tief verbunden, daß auch ein unter Todesdrohungen aufgezwungener Schwur wirksam wird.

Die «Reinwaschungszeremonien» verlangten die Mitwirkung von Kikuyumagiern, die sich für diese Tätigkeit recht gut bezahlen ließen. Es gab von jeher bei den Kikuyus — wie bei den meisten afrikanischen Stämmen — gute und böse Magier. Die guten oder «weißen» Magier werden von den Stammesleuten, die von «schwarzen» Magiern in Bann geschlagen wurden, dafür bezahlt, daß sie sie aus diesem Bann befreien.

Opfer der Feme

Wie es jenen ergeht, die den Schwur brechen, konnte ich eines Tages mit meinen eigenen Augen erleben. In einigen Tälern, die tief nach Nairobi hineinführen, sind in den letzten Jahren ausgedehnte «Shanty-Viertel», also Elendsviertel aus Holz und Blechabfällen, entstanden, in denen ein Teil der sechzigtausend Kikuyuarbeiter lebte, die in den Fabriken Nairobis arbeiten. Der «Secret Service» der Engländer hatte herausgefunden, daß einige Zellen der «Mau Mau»-Führung in solchen Vierteln ihren verborgenen Sitz hatten. Kurzerhand erklärte man diese Viertel als ungesetzlich, da sie auf Boden erbaut waren, der der englischen Krone gehört. Man ging nach ihrer zwangsweisen Evakuierung daran, die Hütten mit Bulldozern, Räumungstraktoren, dem Erdboden gleichzumachen. Dabei stieß man plötzlich auf oberflächliche Gräber. Ich besuchte eine der Stellen und konnte sehen, wie man eine Leiche

Da musste ich lachen

Die Australier sind bekannt für ihre schlechten Zähne, und die meisten Leute über Dreißig haben künstliche Gebisse. Die Ursache soll in der Mineralarmut des Wassers liegen.

Anlässlich einer Reise, die mich durch das hübsche Städtchen Stawell führte, nahm ich in einem dortigen Hotel das Mittagessen ein und saß einem jungen Mann gegenüber, der mir als Einwohner der Stadt allerlei Vorzüge dieses Ortes aufzählte. Dabei vergaß er nicht, zu erwähnen, daß Stawell das beste Wasser in Victoria habe.

Auf meine Frage: «Wie steht es denn mit den Zähnen?», musterte er mich zuerst mit einem fragenden Blick und sagte dann zur allgemeinen Erheiterung: «Die hab' ich in der Tasche», worauf er ein wunderschönes Gebiß — sein Gebiß — hervorkramte und herumzeigte.

W. S.

nach der andern aus dem weichen Boden ausgrub. Jede der Leichen hatte einen Strick um den Hals, durch den die «Mau Mau»-Feme den Eidesbrecher hingerichtet hatte. Die Leichen waren noch frisch. Und bald darauf verhaftete man einige der Femerichter, die von Angehörigen der Ermordeten erkannt worden waren.

Eine Woche später fanden wir in einem kleinen Bach, der unsern ein tiefes Tälchen überschneidenden Garten durchfloß, zwei Leichen, die den unverkennbaren Femestrick um den Nacken trugen. Sie wurden von unserm Nachbarn als seine beiden Kikuyudiener erkannt, die er seit zwei Tagen vermißt hatte.

Zerstückelt in der Badewanne

Der Leser wird sich schon wundern, daß ich immer nur von getöteten Schwarzen spreche. In der Tat sind die Neger das Hauptopfer. Die «Mau Mau»-Anhänger betrachten sich als Vollstrecker der nationalen Ziele des Kikuyuvolkes und jeden, der ihrem Ruf nicht folgen will, als Verräter. Die Zahl der durch «Mau Mau»-Geheimbündler ermordeten Schwarzen beträgt schon einige tausend, ebenso viele «Mau Mau»-Krieger werden durch Gegenaktionen den Tod gefunden haben. Die Zahl der ermordeten Weißen überschreitet einige Dutzend kaum. Das rührt daher, daß die Weißen sich bewaffnet haben und heute in Kenia zusammen mit den Indern über rund vierzigtausend Feuerwaffen verfügen.

Wer aber unter den Weißen in erster Linie Opfer der «Mau Mau» werden sollte, waren jene, die glaubten, daß ihre freundschaftliche Haltung den Negern gegenüber ihnen genügend Sicherheit gewähre. Zu ihnen gehörte Eric Bowyer, der einen kleinen Laden hoch oben in den Aberdare-Bergen hatte und während zweier Jahrzehnte geradezu väterlich für die Kikuyus auf den umliegenden Farmen sorgte.

Jetzt durcheilte die grausige Nachricht von seiner Ermordung das Land. Er war zerstückelt in seiner Badewanne gefunden worden, während seine beiden schwarzen Diener in der Küche in ihrem Blute lagen. Die Kasse und ein Teil der Ware seines Ladens fehlten. «Mau Mau»-Leute, die in den Wäldern auf dem Rücken der Aberdare-Berge hausten, waren von Landarbeitern gesehen worden, als sie sich aus der Gegend Bowyers wieder in ihre Verstecke hinauf zurückzogen.

Ich entschloß mich, den Tatort sofort aufzusuchen. Mein Weg führte zuerst an einem großen Sodasee vorbei, nach Naivasha. Eine rosarote Wolke aus Flamingos erhob sich, um sich am einsamern östlichen Ufer niederzulassen. Dann führte eine schmale, windungsreiche Seitenstraße hinauf in die Berge. Horizontweit dehnten sich wundervolle Getreideäcker der weißen Siedler vor mir aus. Es regnete in Strömen, der späte Nachmittag wurde beinahe zur Nacht. Ich hielt vor einem der Farmhäuser, die herrschaftlichen schweizerischen Landhäusern gleichen, an. Sofort wurde ich von einer Dame ins Innere gebeten und nach meinem Anliegen befragt. Ich erkundigte mich nach dem Weg zu Bowyers Haus, der mir ausführlich beschrieben wurde. Ich bemerkte, daß nur Frauen und Kinder im Wohnraum zugegen waren, und erfuhr auf meine Frage nach den Männern, daß sie alle in die Reservepolizei eingezogen worden seien und jetzt versuchten, der Mörder Bowyers habhaft zu werden. Aus Sicherheitsgründen seien alle Frauen der Farmen in einem Urkreis von etwa zwanzig Kilometern in diesem einen Haus untergebracht worden. Sie waren bewaffnet und bereit, ihr Leben damit notfalls zu verteidigen. Einige Tage später erfuhr ich in Nairobi, daß diese Frauen eigenhändig ein halbes Dutzend «Mau Mau»-Leute gestellt und der Polizei übergeben hatten, indem sie sie mit auf den Rücken gehaltenen Pistolen aufforderten, vorwärts zu marschieren.

Während der Weiterfahrt, auf immer steiler werdendem Weg, blieb ich zuletzt im Schlamm stecken, als gerade ein Geländewagen herunterkam. Diesem entstieg ein englischer Offizier in der Uniform der Reservepolizei. Er stellte sich als Major Roger Ruck vor und erzählte mir, daß er gerade die Leiche Bowyers sichergestellt habe.

«Von jetzt an wird für mich ein toter Kikuyu besser sein als ein lebender», meinte er; «mich werden diese Kiuks nicht erwischen. Das schwöre ich!»

Er fügte bei, daß ihm der Fall Bowyer zeige, daß «Mau Mau» auch vor jenen Weißen keinen Halt machten, die ihnen gut gesinnt seien. Wir fuhren gemeinsam zu Tal, bis wir zu seiner Sägerei gelangten, die er in vier Jahren aufgebaut hatte. Dort kam ihm seine Frau entgegen. Mrs. Ruck wirkte wie ein Gespenst. Sie war bleich, stark geschminkt und gepudert und in einem eleganten Abendkleid, das so gar

nicht in diese Umwelt passen wollte. Aber für manche der modernen Farmersfrauen bedeuten Kleidung und Schmuck eben eine kleine Abwechslung in einem harten, arbeitsreichen Alltag.

Major Ruck sagte: «Sehen Sie, meine Frau ist Ärztin und hat mich aus Südafrika begleitet, um unsere Farmarbeiter und die Arbeiter der benachbarten Siedler kostenlos zu betreuen. Sie tat es mit Begeisterung, obwohl sie nie auch nur ein Wort des Dankes hörte.»

«Ich kann nicht mehr», warf die Frau jetzt mit fast lautloser Stimme ein; «ich will weg von hier!» fügte sie mit Tränen in den Augen bei.

Es war inzwischen finster geworden, und wir standen im durchregneten Kegel unserer Scheinwerfer. Welch unwirkliches Bild: hier der stämmige, breitschultrige Major und neben ihm diese elegante, feingliedrige, bleiche Frau im Abendkleid, mit einer Hibiskusblüte im Haar!

Die beiden begaben sich in ihr Wohnhaus, um sich für die Verteidigung vorzubereiten. Weitere Siedler sollten noch zu ihnen stoßen; denn es wurde gemunkelt, die «Mau Mau» hätten vor, in großer Zahl einen neuen Ausfall zu unternehmen. Ich verabschiedete mich und fuhr in die Nacht hinein. Auf dem Wege traf ich später noch eine Polizeikolonie, die im Kampf gegen die zu erwartenden Angreifer eingesetzt werden sollte.

Es dauerte nur wenige Tage, bis die Schreckensnachricht von der Ermordung Rucks, seiner Frau und seines vierjährigen Söhnchens Nairobi erreichte. Sein Schicksal hatte ihn in seinem eigenen Haus ereilt. Man fand ihn und seine Frau mit Buschmessern zerhackt und ihr Söhnchen im Oberstock in seinem Bettchen, ebenfalls in Stücke zerhauen. Wilde Wut erfaßte die Siedler am Kinangop — wie jene Gegend heißt —, und Demonstrationen vor dem Gouverneurspalast in Nairobi folgten. Die Siedler beschuldigten die Regierung der Wankelmütigkeit und Weichheit.

Im Hauptquartier der Anti-Mau-Mau-Kräfte

Hinter Nyeri, etwa hundertzwanzig Kilometer nördlich von Nairobi, zwischen dem über 5000 m hohen Mount Kenya und dem gegen 4000 m hoch ansteigenden Aberdare-Gebirge, liegt in einer hohen Talmulde das Hauptquar-

tier der Engländer im Kampf gegen die «Mau Mau»-Banden des Hinterlandes.

Als ich dort anlangte, wurden gerade fünfzig Kilo schwere Bomben unter die Tragflächen einiger mittlerer Bombenflugzeuge gehängt. «Es geht los!» meinte einer der Piloten, als ich ihm zuschaute. Ich trat zum Kommandanten ins große weiße Zelt des Hauptquartiers. Er hielt eben den Telefonhörer am Ohr, und seine Züge verfinsterten sich zusehends. Dann rief er seinen Adjutanten und sagte: «Startverbot für die Bomber!» Zu mir gewandt, erklärte er, es würde wieder einmal eine große Gelegenheit verpaßt. Ihre Fährtenmacher hätten weit oben in den Aberdare ein «Mau Mau»-Versteck mit einigen hundert Mann entdeckt, ohne selbst gesehen worden zu sein. Man hätte die ganze Bande durch einen überraschenden Bombenangriff vernichten können. Jetzt habe er jedoch aus Nairobi Befehl erhalten, davon abzusehen. London habe abgewinkt, weil man es sich nicht leisten könne, gewisse Kreise in England und die Weltmeinung durch einen solchen Akt aufzureizen. Eine Bombardierung würde als «imperialistische kolonialistische Methode» verschrien werden und die konservative Regierung in London belasten.

Ich wanderte daraufhin durch die weite Zeltstadt, die für zehn Jahre Krieg eingerichtet schien. Die einzelnen Kommandos waren sofort durch verschiedenfarbige Bambuslatten zu erkennen, die die Zeltwege säumten. Tanks und Lastwagen standen in großer Zahl in einem Geviert, und fast jede halbe Stunde startete oder landete ein Beobachtungsflugzeug. Neben den Zeltplätzen exerzierten kräftig schreiende schwarze Feldweibel ebenso schwarze Rekruten für den kommenden Dienst im «Mau Mau»-Krieg ein.

Wir «zeigen die Flagge»

Unsere Aufgabe führte uns noch oft hinauf nach Nyeri, in das Zentrum der «Mau Mau»-Bekämpfung. Eines Tages wurde meiner Frau und mir erlaubt, an Flügen teilzunehmen, die über das Kikuyuland führten. In einer Kleinmaschine starteten wir auf dem Flugplatz bei Nyeri und schwebten bald über den tausend Tälern des Aberdare-Gebirgshanges. Es war schon Abend, und blaue Räuchein stiegen aus Tausenden von Rundhütten in den Himmel und bildeten eine dunstige Decke über den Wäldern.

Unser Pilot hatte den Auftrag, dem Dorf Karatine, in dem soeben ein Mord verübt worden war, «die Flagge zu zeigen». Darunter verstehen die Engländer einen Akt der Machtentfaltung zur Festigung des Respektes gegenüber der englischen Staatsgewalt. In unserem Fall bestand dieser Akt in einem Sturzflug bis fast auf die Dächer der Hütten von Karatina. Leider hatten wir diesen Sturzflug mitzumachen. Mein Magen war jedenfalls tief beeindruckt, um so mehr als ich während des «Sturzes» fotografierte.

Vor der Landung flogen wir noch weit nach Norden über die Wälder am Fuße des Mount Kenya und dann hinauf nach Nordwesten, wo der Wald sich langsam in einsamen Busch auflöst. Dort stehen über hundert Kilometer verstreut nur noch ein halbes Dutzend weißer Farmen, deren Inhaber Viehzucht betreiben.

Die Männer und Frauen winkten zu uns herauf, dankbar für den kleinen geflügelten Gruß, der für sie besagen sollte, daß man sie nicht ganz vergessen habe.

Der unheimliche Schießplatz

Im Halbdunkel des Urwaldes an den mittleren Aberdares stand ein seltsames Gebäude. Ich wunderte mich, daß dies sonst vollständige Haus kein Dach hatte. Ich setzte mich mit einem Offizier, der von der Malaiischen Halbinsel herbeigerufen worden war, um den Dschungelkampf zu lehren, an den Tisch im «Hausinnern». In einer Ecke des Hauses stand der Regimentskommandant, ebenfalls ein erprobter «Malaier». Plötzlich öffnete sich ein Fenster, als ob es jemand aufgestoßen hätte, und ein grinsender schwarzer Kopf erschien. Der Offizier neben mir zog sofort seine Pistole und schoß auf die Figur. Aber schon guckte eine andere schwarze Figur durch den Spalt der aufgerissenen Tür hindurch. Eine neue Salve folgte. Und so ging der Spuk weiter wie in einer Schaubude.

Ich befand mich also auf einem besonders gearteten Schießplatz. Das Attrappenfarmhaus sollte dazu dienen, Soldaten und Farmern rasches Schießen beizubringen. Kein Siedler ist je eine Sekunde sicher vor einem Überfall. Dann entscheiden auch nur Bruchteile von Sekunden über Leben und Tod. Ein gruseliger Humor herrscht übrigens auf dieser Schießstätte. Am Eingang des Modellhauses steht nämlich in großen Lettern geschrieben: Home, sweet home (Heim, süßes Heim).

Von diesem süßen Heim aus führten verschiedene Pfade durch den dichten Urwald. Ein Offizier forderte mich auf, ihm zu folgen. Hinter mir her ging ein Unteroffizier des «Kenya Regiment». Als wir um eine Ecke bogen, sprang unvermittelt eine schwarze Gestalt von einem Baum herunter. Der Offizier hatte ihr im gleichen Augenblick eine Reihe von Bauchschüssen entgegengejagt. Und weiter ging es, als sich urplötzlich eine andere dunkle Gestalt mit grinsendem Gesicht aus dem Boden heraus erhob — und mit einem Kugelregen empfangen wurde. Noch ein Dutzend solcher Überraschungen warteten auf uns, wobei oft mehrere Figuren gleichzeitig ihr Unwesen trieben wie im Fall eines Hinterhaltes. Hauptwaffe bei diesen Patrouillen war die «Tommy gun», die Maschinenpistole, mit der aus Hüfthöhe geschossen wird, weil die Zeit zum Anlegen ohnehin fehlt. Die ganze Anlage war eine Art Schießplatz, den die Soldaten «jungle lane», etwa Dschungelpfad, nannten. Hier wurden vor allem die Dschungelkommandos ausgebildet, für die Raschheit oberstes Gesetz bildet in einem Kampf gegen einen Gegner, der auch nachts jede Handbreit des Geländes kennt. Der Unteroffizier hinter uns hatte an Gummizügen gezogen und die Bewegung der Figuren nach Belieben ausgelöst.

Mit einem Dschungel-Kommando unterwegs

Eine Gruppe von etwa vierzig «Mau Mau»-Kriegern war der Verfolgung entwischt und konnte in die Wälder am Fuße des Mount Kenya «durchsickern». Die Nachricht gelangte ins Hauptquartier, in dem ich gerade weilte. Die Kommandos werden durch ein besonderes Alarmsignal aufgerufen: ein Mann rennt, eine Rätsche drehend, an den Zelten der Mannschaft vorüber. Innerhalb von zwei Minuten stand das ganze Kommando marschbereit neben den Lastwagen.

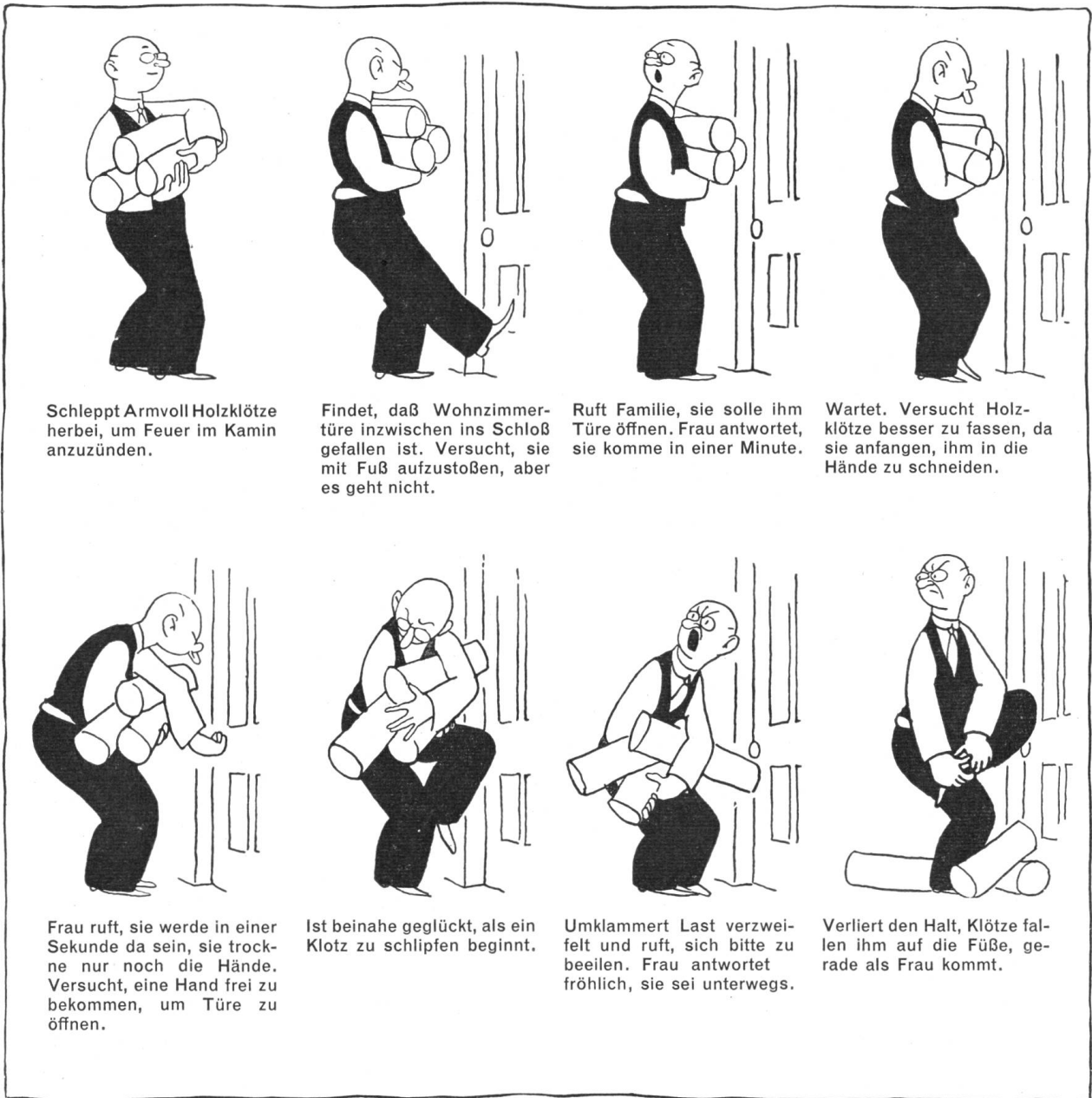
Ich schloß mich der achtzehn Mann starken Gruppe an. Nach einer weiteren Minute rasten wir alle in einem großen Geländewagen von dannen, tief hinein in den Wald, bis wir nicht mehr weiter kamen. Dort sprangen alle ab, worauf der Wagen sofort zurückkehrte. Bald verschwanden wir durch hohes Gras und Busch im tiefen, hochstämmigen Urwald.

Unser «Kommando» war wohl die seltsamste Truppe, die in langen Jahren zusammengestellt

wurde. Fünfzehn der Männer waren schwarz, drei weiß. Der Kolonne voran gingen zwei «Trekker», Fährtsucher vom Jägerstamm der Elgoni, kleine Männer aus den höhern Regionen des über 4000 m hohen Mount Elgon. Sie trugen Speere und gingen meist in gebückter

Haltung vor, den Boden ständig scharf beobachtend. Jetzt bückten sie sich ganz nieder und bogen Grashalme seitwärts ab, um eine Spur genauer zu untersuchen. Es handelte sich um den Abdruck eines nackten Fußes. Sie folgten der Spur eine Zeitlang, um plötzlich in

Der kleine Familienfilm



Schleppt Armvoll Holzklötze herbei, um Feuer im Kamin anzuzünden.

Findet, daß Wohnzimmer-türe inzwischen ins Schloß gefallen ist. Versucht, sie mit Fuß aufzustoßen, aber es geht nicht.

Ruft Familie, sie solle ihm Türe öffnen. Frau antwortet, sie komme in einer Minute.

Wartet. Versucht Holzklötze besser zu fassen, da sie anfangen, ihm in die Hände zu schneiden.

Frau ruft, sie werde in einer Sekunde da sein, sie trocken nur noch die Hände. Versucht, eine Hand frei zu bekommen, um Türe zu öffnen.

Ist beinahe geglückt, als ein Klotz zu schlipfen beginnt.

Umklammert Last verzweifelt und ruft, sich bitte zu beeilen. Frau antwortet fröhlich, sie sei unterwegs.

Verliert den Halt, Klötze fallen ihm auf die Füße, gerade als Frau kommt.

umgekehrter Richtung weiterzugehen. Sie hatten herausgefunden, daß der Mann, von dem die Spur herrührte, rückwärts gegangen war! Der Absatz ging tiefer als die Zehen. Die Finte hatte unsere erfahrenen Jäger nicht zu täuschen vermögen. Leider führte die Fährte ins tiefe Elefantengras, in dem sie sich verlor. Wo es anging, rückten wir in weit ausgezogener Linie vor, um die Chancen, auf Spuren zu stoßen, zu erhöhen.

Hinter unsern «Trekern» folgten drei schwarze Männer mit Pfeil und Bogen. Sie gehörten zum Stamm der Kipsigii am Viktoriassee. Mit aufgelegtem, halb gespanntem Pfeil pirschten sie zwischen den Büschen durch, ständig bereit, den tödlichen Pfeil mit unbändiger Wucht abzuschneiden. Ich bat einen der Männer, einmal einen Pfeil auf zehn Meter Distanz in den Stamm einer alten Euphorbie zu jagen. Er saß zehn Zentimeter tief im harten Stammholz!

Die Taktik der Kommandos geht darauf aus, nicht unnötig aufzufallen. Es wird also kein Schuß aus Feuerwaffen abgegeben, solange die Möglichkeit besteht, Pfeile und Lanzen zu benützen. Große Gebiete des Kikuyulandes sind als Kriegsgebiet erklärt worden, wenn sie offiziell auch nur als «Ausnahmazonen» bezeichnet werden. Wer sich in diesen Zonen bewegt, darf ohne Anruf erschossen werden. Wenn unser Kommando also einen Mann sichten sollte, so würde er erbarmungslos vorerst mit Pfeilen beschossen werden, damit weitere seiner Begleiter nicht frühzeitig auf die nahende Gefahr aufmerksam würden. Erst im Fall einer Massenflucht oder eines Gegenangriffes wird die volle kombinierte Feuerkraft eingesetzt. Die Hauptgefahr für solche Kommandos bilden Hinterhalte, die durch «Mau Mau»-Krieger sehr oft organisiert werden. Und diesen ist auch schon manches Kommando zum Opfer gefallen. Der Blick rückwärts war also für uns ebenso wichtig wie der vorwärts!

In Kolonnenform folgten den Bogenträgern einige Krieger vom Stamme der Nandi aus Nordkenia. Sie trugen lange Speere, in deren Handhabung sie Meister sind. Sie zeigten mir ihr Können, indem sie aus über zehn Metern Distanz handgroße bezeichnete Flecken an Baumstämmen traf.

In der Kolonnenmitte gingen die drei Weißen. Sie wechselten jedoch ihren Platz je nach Notwendigkeit; denn oft gliederten wir uns in

kleinere Einheiten auf, jede unter einem Weißen, der entweder eine Maschinenpistole oder eine Bren-Kanone trug, die eine ungeheure Feuerkraft entwickelt und bis auf zwei Kilometer Distanz eingesetzt wird. Von der schwarzen Mannschaft waren einige ebenfalls mit Feuerwaffen versehen — mit Maschinenpistolen oder Karabinern. Einer der Männer trug auf dem Rücken ein Kurzwellengerät, durch das wir uns über etwa fünfzig Kilometer zu verständigen vermochten. In etwa zwei- bis dreistündigen Abständen erschien ein Beobachtungsflugzeug über uns und gab uns Meldungen über verdächtige Bewegungen in unserm Bereich. Als wir einen halben Tag marschiert waren, gaben wir ein Rauchsignal, worauf bald ein Flugzeug erschien, das uns Nahrung abwarf. Im Fall von Kämpfen wird auch Munition auf dem Luftweg nachgeliefert, damit das Kommando mit möglichst leichter Last vordringt. Jedes Kilogramm an Mehrlast behindert die Fortbewegung unnötig.

Der Kommandochef hatte den Auftrag, mir alles Wissenswerte aus seiner Dschungelpraxis zu demonstrieren. Er befahl einem Mann, einmal in einen Busch einzudringen und sich dort ruhig zu verhalten. Es war mir unmöglich, auch nur etwas zu entdecken, das auf einen Menschen hätte schließen lassen. Dabei war der Busch «durchsichtig». Er bestand aus unzähligen feinen Ästchen mit kleinen, lanzettförmigen Blättchen. Diese Art Busch tarne viel besser als die großblättrige, erklärte mir der Offizier. Denn er teile das Bild des Versteckten in kleine Teilchen auf, gleich einem Kaleidoskop, während zwischen großen Blättern eher größere Flächen des verborgenen Menschen zu erkennen wären. Solche und ähnliche Tricks waren den «Mau Mau»-Kriegern nur zu geläufig, und die Weißen mußten sie erst von ihren schwarzen Helfern erlernen.

Wir schleppten uns gegen den späten Nachmittag recht müde durch besonders dichtes Gehölz. Bis zu zwei Meter lange graugrüne Bartflechten hingen von den Podocarpus — Keniazedern — herab. Wir tasteten uns über einigermaßen harte Bodenstellen über morastigen Grund vorwärts, als es plötzlich vor uns im Busch knackte. Sofort ging die ganze Mannschaft in Deckung und gleichzeitig in Kampfstellung. Dabei wurden nach praktischen Erfahrungen Bogenschützen und Maschinengewehrträger gemischt, so daß alle Waffengattungen in fast gleichmäßiger Aufteilung

durcheinander zu liegen kamen, während die Lanzenträger ihre ebenfalls mitgeführten zweischneidigen Buschmesser bereitstellten.

Das Knacken entfernte sich, und sofort rückten wir nach, um gerade noch einige schwarze wilde Büffel zu gewahren, die im Dunkel des Urwaldes verschwanden. Büffel, Elefanten und Leoparden mochten wir jederzeit begegnen; denn sie sind häufig in den einsamen Urwäldern des Kikuyulandes. Besonders die Elefanten und Büffel sind durch die immerwährenden Störungen durch «Mau Mau»-Banden und Kommandos, durch Bombenwürfe und Schießereien unruhig geworden und wandern fast ständig umher. Konzentrieren sich die Kämpfe in den Aberdare-Bergen, so ziehen sie über hundert Kilometer hinüber in die Wälder um den Mount Kenya und umgekehrt. Die «Mau Mau»-Krieger hüten sich, Tiere mit Feuerwaffen zu jagen, um sich nicht zu verraten. Doch legen sie manchen Tieren geschickt ausgedachte Fallen, um sich zusätzliche Nahrung zu besorgen.

Abgekämpft und teilweise zerschunden oder zerrissen kehrten wir am späten Abend ins Hauptquartier zurück. Von den vierzig «Mau Mau»-Kriegern hatten wir nicht einen zu Gesicht bekommen. Sicher waren wir an einigen oder sogar an allen vorübergegangen; denn mit überlegenen Kräften lassen sie sich nicht ein. Die «Mau Mau»-Führung verfolgt die Taktik der größten Blutschonung und den Überraschungsangriff. Erst seit der später eingesetzten Bombardierung ihrer Rückzugsgebiete sind sie gezwungen, sich gelegentlich in großen Gruppen zum offenen Kampf zu stellen. Dann wirkt natürlich die Überlegenheit ihrer Gegner in der Bewaffnung, so daß oft von einer zweihundert Mann starken Kampfgruppe nur ein Dutzend mit dem Leben davorkommen, während die Engländer vielleicht drei bis fünf Mann verlieren. Wenn der Kampf so weitergeht wie jetzt, rechnen die Engländer mit der langsamen Ausblutung der kampf-

willigen Kikuyus, so daß der ganze Stamm auf Jahrzehnte hinaus geschwächt bliebe und mit einem neuen Aufstand kaum zu rechnen wäre.

Meine Teilnahme an dem einen Kommando hat mich mehr gelehrt als alle übrigen Unternehmen. Es ist mir dort klar geworden, daß der «Mau Mau»-Aufstand nur in einem Waldgebiet möglich war. Die Kikuyus sind das einzige ausgesprochene Waldvolk Ostafrikas und bewohnen die einzigen geschlossenen Regenwälder Ostafrikas, die zwei der höchsten Berge Afrikas umgürten.

Die «Mau Mau»-Banden bilden unter etwa einem Dutzend Hauptführern sehr unabhängige Kampfgruppen. Die zentrale Führung ist unbedeutend. Sie wird durch losen Kontakt unter den einzelnen «Generälen» gebildet, die recht eigenwillig handeln. Sie sammeln sich eine Gefolgschaft und «rekrutieren» unter Anwendung von Gewalt immer neue Mannschaften. Ergibt sich gelegentlich einer der Führer, so kann es geschehen, daß seine Mannschaft sich einer andern Gruppe anschließt, wenn nicht einer aus der Mannschaft selbst die Führung an sich reißt. Das Volk der Kikuyus hat nie einen obersten Stammeschef gekannt. Die Sippen des ganzen Volkes wurden durch Ältestenräte regiert, die ihre Macht auf Bannflüchen aufbauten. Wer einem solchen Bann unterstellt wurde, war gezwungen, das Kikuyuland zu verlassen.

Nach zwei Jahren Reisen durchs «Mau Mau»-Land kehrten wir im Frühjahr des Jahres 1954 in die Schweiz zurück. Briefe aus Kenia zeigen, daß der «Mau Mau»-Kampf unverändert weitergeht. Unsere dortigen Freunde nehmen an, der Aufstand werde nicht aufhören, bevor der letzte kampfwillige Kikuyu gefangen oder umgebracht sei. Wieder andere vermuten in einer allfälligen Änderung in der Regierung Englands eine Lösung im Sinne des Nachgebens seitens der Weißen. Das hieße allerdings, daß das Hochland Kenias seine Rolle als «White man's Land» ausgespielt hätte.